

SANDRA BROWN
Sanfte Rache

Buch

Die Kinderärztin und Marathonläuferin Dr. Emory Charbonneau verschwindet eines Tages bei einem Trainingslauf in den Bergen Nord Carolinas spurlos. Ihr Mann Jeff, mit dem sie kurz zuvor einen Streit hatte, meldet sie erst spät als vermisst, und als die Ermittlung endlich ins Rollen kommt, ist ihre Spur bereits kalt. Die Suche nach Emory wird zusätzlich durch die Witterung erschwert – die Berge sind durch Nebel und Eis unpassierbar geworden.

Während für die Polizei Jeff schon bald der Hauptverdächtige ist, kommt Emory mit einer Kopfverletzung in der Gesellschaft eines fremden Mannes wieder zu sich. Doch dieser Mann ist sehr mysteriös, denn er will ihr weder seinen Namen verraten, noch sie ins Krankenhaus bringen. Ein Fluchtversuch scheitert, doch dann, ganz unerwartet, finden die beiden ungleichen Menschen zueinander, denn bald wird Emory klar, dass nicht dieser Fremde ihr Leben bedroht – und obwohl sie weiterhin Angst vor ihm hat, sprühen zwischen den beiden bald auch die Funken der Leidenschaft ...

Autorin

Sandra Brown arbeitete als Schauspielerin und TV-Journalistin, bevor sie mit ihrem Roman *Trägerischer Spiegel* auf Anhieb einen großen Erfolg landete. Inzwischen ist sie eine der erfolgreichsten internationalen Autorinnen, die mit jedem ihrer Bücher weltweit Spitzenplätze der Bestsellerlisten erreicht. Sandra Brown lebt mit ihrer Familie abwechselnd in Texas und South Carolina.

Von Sandra Brown bereits erschienen (Auswahl):

Envy – Neid · Crush – Gier · Rage – Zorn · Weißglut · Eisnacht ·
Warnschuss · Ewige Treue · Süßer Tod · Sündige Gier · Blinder Stolz
· Böses Herz · Eisige Glut · Tödliche Sehnsucht (geb. Ausgabe)

Sandra Brown

Sanfte Rache

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Mean Streak« bei Grand Central Publishing,
a division of Hachette Books Group, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2014

by Sandra Brown Management, Ltd.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016

by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Redaktion: Leena Flegler

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: plainpicture/Anja Weber-Decker

LH · Herstellung: wag

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0270-7

www.blanvalet.de

Prolog

Emory tat alles weh, sogar das Atmen.

Die feuchte Luft fühlte sich an, als wäre sie mit etwas Unsichtbarem, aber Scharfkantigem angereichert, mit Eiskristallen oder Glassplittern.

Außerdem war sie viel zu dünn angezogen. Wo ihre Haut bloßlag, stach die Kälte erbarmungslos zu, trieb ihr Tränen in die Augen und zwang sie, ständig zu blinzeln, weil andernfalls ihr Blickfeld und der Weg vor ihr verschwommen wären.

Allmählich bekam sie Seitenstechen. Es krallte sich in ihr fest, fraß sich unerbittlich tiefer. Von der Stressfraktur in ihrem rechten Fuß schossen stechende Schmerzen hoch in die Wade.

Doch den Schmerz anzunehmen, ihn quasi zu überlaufen und zu überwinden war eine Frage von schierer Willenskraft und Disziplin. Beides hatte sie, wie man ihr oft versichert hatte. Und zwar reichlich. Im Übermaß. Das hier war genau, worauf ihr aufreibendes Training sie ungeahnterweise vorbereitet hatte. Sie konnte es schaffen. Sie musste ...

Weiter, Emory! Immer einen Fuß vor den anderen. Schritt für Schritt die Distanz verkürzen.

Wie weit war es noch?

Bitte, lieber Gott, nicht viel weiter ...

Getrieben von eiserner Entschlossenheit und Versagensängsten zog sie das Tempo an.

Dann war aus den tiefen Schatten des nahen Waldes ein

Rascheln zu hören, gefolgt von einem Luftstoß in ihrem Rücken. Ihr Herz krampfte sich in einer grausamen Vorahnung zusammen, doch noch ehe sie reagieren konnte, explodierte in ihrem Kopf auch schon ein ganzes Feuerwerk aus Schmerz.

1

»Tut es eher so weh?« Dr. Emory Charbonneau deutete auf die Strichzeichnung eines schmerzverzerrten Kindergesichts mit großen Kullertränen unter den Augen. »Oder eher so?« Diesmal wies sie auf eine andere Zeichnung, auf der ein bekümmertes Gesicht nicht ganz so schlimme Beschwerden illustrierte.

Die Dreijährige deutete auf das schlimmere Bild.

»Das tut mir leid, Liebes!« Emory führte das Otoskop in das rechte Ohr ein. Das Mädchen schrie vor Schmerz auf. Unter gemurmelten Beschwichtigungen und so sanft wie möglich untersuchte Emory erst den einen, dann den anderen Gehörgang. »Beide sind stark infiziert«, erklärte sie der abgekämpften Mutter.

»Sie weint schon, seit sie heute Morgen aufgestanden ist. Es ist bereits das zweite Mal innerhalb weniger Monate, dass sie Ohrenschmerzen hat. Beim ersten Mal konnte ich nicht zu Ihnen kommen und bin darum mit ihr in die Bereitschaftspraxis gefahren. Die Ärztin dort hat ihr etwas verschrieben, und damit ging es auch vorübergehend weg ... Aber jetzt ist es wieder da.«

»Chronische Infektionen können zum Verlust des Gehörs führen. Man sollte sie nicht erst behandeln, wenn sie schon aufgetreten sind, sondern besser von vornherein vermeiden. Vielleicht sollten Sie mit ihr in eine pädiatrische Hals-Nasen-Ohren-Klinik gehen.«

»Das hab ich ja versucht! Aber wo immer ich angerufen habe, werden keine neuen Patienten mehr aufgenommen.«

»Ich könnte Sie an eine der besten vermitteln ...« Das war keine leere Prahlerei. Emory war sich sicher, dass gleich mehrere ihrer Kollegen klaglos jeden Patienten aufnehmen würden, den sie überwies. »Am besten lassen wir der Infektion sechs Wochen Zeit, um auszuhelen. Danach vereinbare ich einen Termin für Ihre Tochter. Vorerst verschreibe ich ihr ein Antibiotikum und dazu ein Antihistamin, um den Flüssigkeitsstau hinter dem Trommelfell aufzulösen. Sie können ihr ein Kinder-Schmerzmittel geben, aber die Schmerzen sollten eigentlich vergehen, sobald die Therapie anschlägt. Zwingen Sie sie nicht zum Essen, aber achten Sie darauf, dass sie genügend trinkt. Falls es ihr in ein paar Tagen nicht besser geht oder wenn sie plötzlich hohes Fieber bekommen sollte, rufen Sie die Nummer auf dieser Karte an. Ich bin übers Wochenende nicht da, aber der Kollege vertritt mich. Ich glaube allerdings nicht, dass es zu einem Notfall kommt. Doch selbst wenn, sind Sie bei ihm in besten Händen, bis ich wieder da bin.«

»Danke, Dr. Charbonneau.«

Sie lächelte die Mutter mitfühlend an. »Ein krankes Kind ist wirklich kein Vergnügen. Versuchen Sie, auch selbst etwas Ruhe zu finden.«

»Hoffentlich haben wenigstens Sie am Wochenende etwas Schönes vor.«

»Ich mache einen Zwanzig-Meilen-Lauf.«

»Das klingt nach einer Tortur!«

Sie lächelte. »Genau darum geht es.«

Emory füllte das Rezept aus und trug den Befund in die Patientenakte ein. Als sie beides an den Empfangstresen brachte, erklärte ihr die junge Arzthelferin: »Das war Ihre letzte Patientin für heute.«

»Sehr gut. Ich bin praktisch schon weg.«

»Haben Sie im Krankenhaus Bescheid gesagt?«

Sie nickte. »Und beim Telefonservice. Ich bin ab sofort offiziell im Wochenende. Haben Dr. Butler und Dr. James gerade Patienten in Behandlung?«

»Ja. Und für beide sitzen noch mehrere im Wartezimmer.«

»Ich wollte mich eigentlich noch schnell von ihnen verabschieden, aber dann will ich lieber nicht stören.«

»Dr. Butler hat Ihnen eine Nachricht hinterlassen.«

Sie reichte ihr ein Blatt von einem Notizblock mit Monogramm. *Hals- und Beinbruch – oder was wünscht man einer Marathonläuferin?* Mit einem Lächeln faltete Emory die Notiz zusammen und steckte sie in die Tasche ihres Arztkittels.

»Und von Dr. James soll ich Ihnen ausrichten«, fuhr die Arzthelferin fort, »dass Sie sich vor den Bären in Acht nehmen sollen.«

Emory lachte. »Wissen unsere Patienten, dass sie bei zwei Clowns in Behandlung sind? Grüßen Sie die beiden von mir!«

»Mach ich. Guten Lauf!«

»Danke. Wir sehen uns am Montag.«

»Ach, das hätte ich fast vergessen – Ihr Mann lässt ausrichten, dass er schon auf dem Heimweg ist und rechtzeitig nach Hause kommt, um Sie zu verabschieden.«

»Emory?«

»Hier ...«

Als Jeff ins Schlafzimmer trat, zog sie gerade den Reißverschluss ihrer Reisetasche zu, hob sie mit trotziger Entschlossenheit vom Bett und hängte sich den Riemen über die Schulter.

»Hast du meine Nachricht bekommen? Ich wollte nicht, dass du losfährst, ohne dass ich mich von dir verabschieden kann.«

»Ich wollte dem Feierabendverkehr zuvorkommen ...«

»Gute Idee.« Er sah sie kurz an und stellte dann fest: »Du bist immer noch wütend.«

»Du nicht?«

»Ich würde lügen, wenn ich was anderes behaupten würde.«

Der Streit vom Vorabend war beiden noch gut in Erinnerung. Die in Zorn und Verbitterung ausgestoßenen Worte schienen selbst jetzt noch von den Wänden des Schlafzimmers widerzuhallen – Stunden nachdem sie zu Bett gegangen waren, einander die Rücken zugekehrt und in der gegenseitigen Feindseligkeit dagelegen hatten, die gestern offen ausgebrochen war, nachdem sie zuvor monatelang vor sich hin geschwelt hatte.

»Bekomme ich wenigstens ein paar Punkte gutgeschrieben, weil ich heimgekommen bin, um Auf Wiedersehen zu sagen?«

»Kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Ob du dir Hoffnungen machst, mich noch umstimmen zu können.« Als er mit einem Seufzer den Blick abwandte, fuhr sie fort: »Dachte ich mir.«

»Emory ...«

»Du hättest bis Feierabend im Büro bleiben sollen. Weil ich fahren werde, Jeff. Und ganz ehrlich: Selbst wenn ich morgen nicht laufen wollte, würde ich mir eine Auszeit nehmen. Eine Nacht in getrennten Betten wird uns dabei helfen, unsere Gemüter ein bisschen abzukühlen. Falls der Lauf zu anstrengend werden sollte, übernachtete ich eventuell auch morgen noch dort.«

»Eine Nacht oder zwei ändern nichts an meiner Meinung. Diese Zwanghaftigkeit, mit der du ...«

»Genauso hat es gestern Abend auch angefangen. Ich werde diesen Streit jetzt nicht noch einmal aufwärmen.«

Ihr Trainingsprogramm für den bevorstehenden Marathon hatte den Zwist ausgelöst, aber insgeheim fürchtete sie, dass wesentlich gewichtigere Gründe dahintersteckten. Das Problem war nicht der Marathon ... sondern ihre Ehe.

Und genau darum wollte sie wegfahren und nachdenken. »Ich hab dir die Adresse des Motels aufgeschrieben, in dem ich übernachtete.« Im Vorbeigehen nickte sie auf den Zettel hinunter, den sie auf der Frühstückstheke abgelegt hatte.

»Ruf mich an, wenn du angekommen bist. Nur damit ich weiß, dass alles in Ordnung ist.«

»Meinetwegen.« Sie setzte sich die Sonnenbrille auf und öffnete die Tür zum Garten. »Bis dann.«

»Emory?«

Mit einem Fuß auf der Schwelle drehte sie sich um. Er beugte sich zu ihr herunter und gab ihr einen zaghaften Kuss.

»Pass auf dich auf.«

»Jeff? Hi. Ich bin jetzt da.«

Die zweistündige Autofahrt von Atlanta hierher war ermüdend gewesen, aber dass Emory so erschöpft war, schrieb sie eher dem Stress als der Fahrt selbst zu. Etwa eine Stunde nördlich der Stadt war sie von der Interstate 85 auf eine Stichstraße in Richtung Nordwesten abgebogen, und sofort hatte der Verkehr erheblich abgenommen. Sie hatte ihr Ziel noch vor Einbruch der Dunkelheit erreicht, was ihr die Orientierung in dem unbekanntem Ort ein wenig erleichtert hatte. Doch obwohl sie inzwischen zugedeckt in ihrem Motelbett lag, saß ihr die Anspannung noch immer hartnäckig zwischen den Schulterblättern.

Um sie nicht noch zu verstärken, hatte sie mit dem Gedanken gespielt, Jeff gar nicht erst anzurufen. Der Streit vom Vorabend war bloß ein erstes Scharmützel gewesen. Sie ahnte,

dass ihnen beiden eine noch viel größere Auseinandersetzung bevorstand, und die wollte sie lieber fair als kleingeistig führen.

Aber ganz abgesehen davon hätte sie sich schreckliche Sorgen um ihn gemacht, wenn es andersherum gewesen wäre: wenn er und nicht sie selbst weggefahren wäre und dann nicht wie versprochen angerufen hätte.

»Bist du schon im Bett?«, fragte er.

»Kurz vor dem Einschlafen. Ich will morgen früh los.«

»Wie ist das Hotel?«

»Einfach, aber sauber.«

»Ich finde es bedenklich, wenn ›sauber‹ als Vorzug hervorgehoben werden muss.« Er wartete kurz ab, als würde er auf ihr Lachen warten. Als keines kam, fragte er, wie die Fahrt gewesen sei.

»Ganz okay.«

»Und das Wetter?«

Blieb ihnen jetzt allen Ernstes nur mehr das Wetter als Thema? »Kalt. Aber damit hatte ich gerechnet. Wenn ich erst mal losgelaufen bin, wird mir schon warm werden.«

»Ich halte das alles immer noch für irrsinnig ...«

»Ich hab mir die Strecke eingezeichnet, Jeff. Ich komme schon zurecht. Und ich freue mich aufs Laufen.«

Als sie aus dem Auto stieg, war ihr sofort klar, dass es deutlich kälter war, als sie gedacht hatte.

Natürlich lag der Aussichtspunkt viel höher als Drakeland – jener Ort, in dem sie übernachtet hatte. Die Sonne war zwar bereits aufgegangen, versteckte sich allerdings hinter den Wolken, die ringsherum die Berggipfel verhüllten.

Hier oben würde der Zwanzig-Meilen-Lauf eine echte Herausforderung werden.

Während sie ihre Dehnübungen absolvierte, ließ sie sich die äußeren Bedingungen durch den Kopf gehen. Trotz der Kälte war es ein perfekter Tag zum Laufen. Der Wind war wirklich zu vernachlässigen. In den Wäldern rundum schwankten nur die Baumwipfel in der leichten Brise.

Allerdings beschlug die Sonnenbrille von den Dampfwölkchen, die sie ausatmete. Sie zog den Rollkragen ihrer Laufjacke über Mund und Nase, ehe sie einen letzten Blick auf ihre Streckenkarte warf.

Der Parkplatz war für Touristen angelegt worden, die den nahen Aussichtspunkt erklimmen wollten. Gleichzeitig diente er als Ausgangspunkt für zahlreiche Wanderwege, die von hier aus sternförmig in alle Richtungen verliefen und sich über gewundene Bergpfade und dann kreuz und quer über die Bergänge verzweigten. Die Namen der einzelnen Wanderrouten standen auf pfeilförmigen Wegweisern.

Sie wandte sich dem Weg zu, für den sie sich entschieden hatte, nachdem sie die Karte des Nationalparks ausgiebig studiert und sich zusätzlich im Internet schlaugemacht hatte. So sehr sie Herausforderungen liebte, sie war schließlich nicht lebensmüde. Wenn sie nicht sicher gewesen wäre, dass sie es bis zum Wendepunkt des Laufs und wieder zurück schaffte, hätte sie sich gar nicht erst für den Start entschieden. So aber wirkte das ungastliche Terrain nicht einschüchternd, sondern im Gegenteil vielversprechend.

Sie schloss ihre Reisetasche im Kofferraum des Wagens ein und schnallte sich die Gürteltasche um. Dann zog sie ihr Stirnband zurecht, stellte den Timer auf ihrer Armbanduhr auf null, streifte Handschuhe über und lief los.

2

Nach und nach kam Emory wieder zu sich. Aus Angst, dass jeder einfallende Lichtstrahl ihre mörderischen Kopfschmerzen verschlimmern könnte, ließ sie die Augen geschlossen. Die Schmerzen hatten sie aus dem Tiefschlaf gerissen und fühlten sich an, als würde in ihrem Schädel jemand mit einer Nagelpistole um sich schießen. Sie hörte ein Geräusch, das normalerweise nicht in ihrem Schlafzimmer zu hören war, aber so neugierig, dass sie die Augen aufgeschlagen hätte, konnte sie gar nicht sein.

Neben den stechenden Schmerzen in ihrem Kopf spürte sie ein dumpfes Pochen in ihrem rechten Fuß. Den hatte sie am Morgen definitiv überstrapaziert.

Essensgeruch schlug ihr auf den Magen.

Warum in aller Welt roch es im Schlafzimmer nach Essen, wo doch die Küche am anderen Ende des Hauses lag? Was immer Jeff auch kochen mochte ...

Aber Jeff kochte nicht.

Sie riss die Augen auf, sah nichts, was sie wiedererkannt hätte, und setzte sich abrupt auf.

Erst verschwamm die unbekannte Szenerie ihr vor den Augen, dann begann sie sich zu drehen. Ätzende Magensäure stieg ihr in den Mund. Ehe sie ihr über die Lippen laufen konnte, würgte sie sie mühsam hinunter. Ihr war so schwindlig, dass sie sich wieder auf das Kissen legen musste – das, wie sie jetzt erkannte, nicht ihr Kissen war.

Und der Mann, der neben ihrem Bett stand, war nicht Jeff.

»Wer sind Sie?«, keuchte sie.

Er machte einen Schritt auf sie zu.

»Bleiben Sie mir vom Leib!« Sie hob abwehrend die Hand, auch wenn ihr klar war, dass sie ihn so unmöglich würde zurückhalten können. Sie war hilflos wie ein neugeborenes Baby. Und er war riesig.

Trotzdem blieb er auf ihren Befehl hin stehen. »Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Ich werde Ihnen nichts tun.«

»Wer sind Sie? Wo bin ich?«

»In Sicherheit.«

Das würde sich erst zeigen müssen. Ihr Atem ging flach und hektisch, das Herz hämmerte in ihrer Brust. Sie zwang sich, Ruhe zu bewahren, denn in Panik zu geraten würde ihr mit Sicherheit nicht weiterhelfen.

»Wie fühlen Sie sich?« Seine Stimme klang tief und irgendwie eingerostet, als hätte er sie länger nicht mehr gebraucht.

Sie starrte ihn wortlos an, versuchte, die unzusammenhängenden Eindrücke zu sortieren und eine Erklärung dafür zu finden, wo sie war und warum sie sich an diesem Ort befand.

»Wie geht's dem Kopf?« Er nickte knapp zu ihr herüber.

Behutsam berührte sie die Stelle, die er gemeint haben musste, und stöhnte auf, als ihre Fingerspitzen eine dicke Beule hinter ihrem linken Ohr ertasteten – es war ein Gefühl, als hätte sie mit einem Vorschlaghammer gegen einen Gong geschlagen. Schmerzwellen brandeten durch ihren Kopf. Ihre Haare waren verklebt und blutig und die Fingerspitzen rot, als Emory auf sie hinabblickte. Da erst entdeckte sie auch das Blut auf dem Kopfkissenbezug.

»Was ist passiert?«

»Wissen Sie das nicht mehr?«

Sie versuchte verzweifelt, sich zu erinnern. »Ich weiß noch, dass ich laufen war ... Bin ich gestürzt?«

»Ich dachte, das könnten Sie mir vielleicht sagen.«

Sie wollte den Kopf schütteln, doch schon bei dem Versuch explodierte in ihrem Kopf sonnenheißer Schmerz, und ihr wurde speiübel. »Wie bin ich hergekommen?«

»Ich hab Sie durch mein Fernglas beobachtet.«

Er hatte sie durch ein Fernglas beobachtet? Das hörte sich alles andere als beruhigend an. »Von wo aus?«

»Von einem anderen Bergkamm aus ... Aber dann hab ich Sie aus dem Blick verloren und dachte, ich sollte lieber mal nachsehen. Als ich Sie fand, lagen Sie bewusstlos am Boden. Also hab ich Sie mitgenommen und hier heraufgetragen.«

»Und wo genau sind wir hier?«

Mit einer Geste lud er sie dazu ein, sich umzusehen.

Jede Kopfbewegung ging mit neuerlichen Höllenqualen einher. Trotzdem stemmte sie sich auf die Ellbogen. Nachdem sie dem Schwindelgefühl ein paar Sekunden Zeit gegeben hatte, wieder abzuflauen, studierte sie ihre Umgebung, hielt insgeheim aber hauptsächlich nach einem möglichen Fluchtweg Ausschau, falls sie später einen brauchen sollte.

Vier Fenster. Eine einzige Tür. Genau genommen handelte es sich um einen einzigen Raum.

Das Bett, auf dem sie lag, stand in der Ecke. An der Wand aus grob zugehauenen Fichtenstämmen lehnte ein zusammengefalteter Sichtschutz aus Holzlamellen, mit dem wahrscheinlich der Schlafbereich vom Rest des Raums abgetrennt wurde. Zum Mobiliar gehörten außerdem ein brauner Ledersessel und ein dazu passendes Sofa. Beide wiesen Falten, Risse und Kratzer auf, die von jahrzehntelangem Gebrauch zeugten. Dazwischen stand ein Couchtisch und darauf eine Lampe mit

einem Schirm aus Jute. Unter dem Ensemble lag ein rechteckiger Teppich mit eingefasstem Saum.

Die Kochecke war zum Raum hin offen. Sie bestand aus einer Spüle, einem schmalen Herd, einem altmodischen Külschrank und einem Ahorntisch mit zwei olivgrün lackierten Küchenstühlen mit Sprossenlehne. Eine weitere Wand wurde fast komplett von einem riesigen offenen Kamin eingenommen. Es war das Knistern des Feuers gewesen, das sie beim Aufwachen nicht hatte zuordnen können.

Er hatte ihr Zeit gelassen, den Raum ausgiebig in Augenschein zu nehmen. »Nur eine Ihrer Wasserflaschen war leer«, sagte er dann. »Sie müssen doch durstig sein.«

Ihr Mund war wie ausgetrocknet, aber das war jetzt nicht das Wichtigste. »Ich war bewusstlos, als Sie mich fanden?«, erkundigte sie sich.

»Vollkommen ausgeknockt. Ich hab mehrmals versucht, Sie aufzuwecken.«

»Und wie lang war ich weg?«

»Ich hab Sie gegen halb acht heute Morgen gefunden.«

Sie sah auf ihre Armbanduhr und stellte fest, dass es bereits zwanzig nach sechs am Abend war. Sie strampelte sich die Decke von den Füßen, hob die Beine über die Bettkante und stand auf. Augenblicklich geriet sie ins Wanken.

»Whoa!«

Er packte sie an beiden Oberarmen. Dass er sie anfasste, behagte ihr nicht, aber hätte er es nicht getan, wäre sie vornüber auf den Boden gekracht. Behutsam schob er sie aufs Bett zurück. Ihr Kopf fühlte sich an, als würde er jeden Moment bersten. Ihr Magen rebellierte. Kurz hielt sie sich die Augen zu, weil alles in ihrem Blickfeld fast wie in einem Spiegelkabinett abwechselnd auf sie zuschwebte und wieder zurückwich.

»Möchten Sie sich wieder hinlegen, oder können Sie sitzen bleiben?«, fragte er.

»Ich sitze lieber.«

Behutsam ließ er ihre Arme los und machte einen Schritt zurück. Dann wandte er sich um zur Küche und nahm einen großen Krug Wasser aus dem Kühlschrank, schenkte ein Glas voll und hielt es ihr hin.

Misstrauisch sah sie darauf hinab. Sie konnte sich schließlich nicht sicher sein, ob er sie zuvor nicht unter Drogen gesetzt hatte. K.-o.-Tropfen waren geruchlos, geschmacksneutral – und effektiv. Nicht genug, dass sie das Opfer wehrlos machten: Sie löschten auch jede Erinnerung aus. Aber wenn dieser Mann wirklich Böses im Sinn gehabt hätte, weshalb hätte er sie dann unter Drogen setzen sollen, obwohl sie doch ohnehin bewusstlos gewesen war?

»Ich hab vorhin versucht, Ihnen ein bisschen Wasser einzulöffeln«, sagte er. »Aber Sie haben nur gewürgt und es wieder ausgespuckt.«

Was auch erklärte, warum ihr Oberteil feucht war. Bis auf Jacke, Handschuhe und Stirnband war sie vollständig bekleidet. Die Laufschuhe hatte er ihr ausgezogen und sie akkurat nebeneinander vor das Bett gestellt. Sie sah erst die Schuhe an, dann wieder den Mann, der ihr das Wasserglas hinstreckte. »Ich hab mit Sicherheit eine Gehirnerschütterung.«

»Das hab ich mir auch gedacht, als ich Sie nicht aufwecken konnte.«

»Und ich blute am Kopf.«

»Nicht mehr. Die Wunde hat sich schon wieder geschlossen. Ich hab sie allerdings ein paarmal mit Peroxid abgetupft. Darum wirkt das Blut an Ihren Fingern frisch.«

»Womöglich muss sie genäht werden.«

»Sie hat ordentlich geblutet, aber sie ist nicht besonders tief.«

Hatte er diese Diagnose selbst gestellt? Warum? »Weshalb haben Sie keinen Notarzt gerufen?«

»Hier oben findet uns so bald keiner. Außerdem kann ich für die Qualität der hiesigen Rettungsdienste nicht bürgen. Ich hielt es für das Beste, Sie erst mal herzubringen und ausschlafen zu lassen.«

Da war sie anderer Meinung. Jeder, der einen Schlag auf den Kopf abbekommen hatte, sollte sich von einem Arzt untersuchen lassen. Doch für eine solche Diskussion fehlte ihr die Kraft. Erst musste sie sich orientieren und wieder einen halbwegs klaren Kopf bekommen.

Sie nahm das Wasserglas entgegen. »Danke.«

Obwohl sie schrecklichen Durst hatte, nippte sie bloß kurz daran. Sie befürchtete, dass sie sich würde übergeben müssen, wenn sie zu schnell tränke. Inzwischen hatte sie nicht mehr ganz so viel Angst, zumindest raste ihr Herz nicht mehr annähernd so schnell, und auch ihr Atem ging beinahe wieder normal. Sie würde alsbald ihren Blutdruck messen – wie gut, dass sie die Fitnessuhr noch trug –, aber noch fühlte sie sich dem nicht gewachsen. Sie musste das Wasserglas mit aller Kraft umklammern, um es ruhig in der Hand zu halten. Offenbar war ihm das aufgefallen.

»Schwindlig?«

»Und wie.«

»Kopfschmerzen?«

»Schlimmer, als Sie glauben.«

»Ich hatte selbst mal eine Gehirnerschütterung. Ich kam damals mit schlimmen Kopfschmerzen davon, aber die waren wirklich höllisch.«

»Allzu schwer wird sie nicht sein. Mein Blickfeld schwimmt zwar noch ein wenig, aber ich weiß immerhin, welches Jahr wir haben und wie der Vizepräsident heißt.«

»Da wissen Sie mehr als ich.«

Womöglich hatte er bloß einen Witz machen wollen, aber weder in seinem Tonfall noch in seinem Gesichtsausdruck konnte sie so etwas wie Humor entdecken. Er machte nicht den Eindruck, als würde er oft und spontan lachen ... wenn überhaupt jemals.

Sie nahm noch einen kleinen Schluck und stellte dann das Glas auf dem Tischchen ab. »Danke für Ihre Gastfreundschaft, Mr. ...«

»Emory Charbonneau.«

Sie sah überrascht zu ihm auf.

Er deutete zum Fußende des Betts. Erst jetzt bemerkte sie, dass dort ihre Gürteltasche und der Rest ihrer Sachen lagen. Der Bügel ihrer Sonnenbrille war abgeknickt. Und er war blutverschmiert.

»Ihr Name steht in Ihrem Führerschein«, sagte er. »Der in Georgia ausgestellt wurde. Wobei sich Ihr Name eher nach Louisiana anhört.«

»Ursprünglich komme ich aus Baton Rouge.«

»Wie lange leben Sie schon in Atlanta?«

Offenbar hatte er auch ihre Adresse ausfindig gemacht. »So lange, dass ich mich hier heimisch fühle. Aber wo wir gerade davon reden ...« Weil sie sich nicht zutraute, schon wieder aufzustehen, rutschte sie an der Bettkante entlang, bis sie ihre Gürteltasche zu fassen bekam. Darin lagen neben zwei Wasserflaschen – einer leeren und einer vollen – zwei Zwanzig-Dollar-Scheine, eine Kreditkarte, ihr Führerschein, die Karte mit der eingezeichneten Laufstrecke sowie – im Augenblick am allerwichtigsten – ihr Handy.

»Was wollten Sie dort oben überhaupt?«, fragte er. »Außer laufen ...«

»Genau das wollte ich – laufen.« Nachdem sie zum dritten

Mal erfolglos versucht hatte, ihr Handy einzuschalten, stieß sie einen leisen Fluch aus. »Ich glaube, mein Akku hat den Geist aufgegeben. Kann ich mir Ihr Ladegerät ausleihen?«

»Ich hab kein Handy.«

Wer hat denn bitte kein Handy? »Könnte ich dann vielleicht Ihr Festnetztelefon benutzen? Ich bezahl auch ...«

»Es gibt hier kein Telefon. Tut mir leid.«

Ihr blieb der Mund offen stehen. »Kein Telefon?«

Er zuckte mit den Schultern. »Hab niemanden zum Anrufen. Und niemanden, der mich anruft.«

Die Panik, die sie zuvor mit reiner Willenskraft unterdrückt hatte, packte sie jetzt umso heftiger. Die Erkenntnis, dass sie der Gnade dieses Fremden ausgeliefert war, verlieh der bis dahin lediglich verwirrenden Situation etwas extrem Beängstigendes. Sofort geisterten Geschichten von verschollenen Frauen durch ihren schmerzenden Schädel. Oft erfuhren deren Familien nie, was ihnen zugestoßen war: ob ein religiöser Fanatiker sie zwangsverheiratet oder irgendein Perverser sie im Keller angekettet hatte, sie hungern ließ und auf unvorstellbare Weise folterte ...

Erneut musste sie mühsam die aufsteigende Übelkeit hinunterschlucken. So ruhig wie überhaupt nur möglich fuhr sie fort: »Aber Sie haben doch bestimmt ein Auto.«

»Einen Pick-up.«

»Könnten Sie mich bitte zu meinem Auto fahren?«

»Könnte ich, aber es ...«

»Ich kann's mir schon denken. Der Tank ist leer.«

»Nein, Benzin hab ich genug.«

»Was dann?«

»Ich kann Sie nicht runterfahren.«

»Runter?«

»Vom Berg.«

»Und warum nicht?«

Er wollte schon nach ihrer Hand greifen, doch sofort riss sie sie zurück. Ein wenig verärgert runzelte er die Stirn, ging dann zur Tür und zog sie auf.

Emorys Angst schlug um in Verzweiflung. Behutsam und immer mit einer Hand an einem Möbelstück, um nicht umzufallen, arbeitete sie sich quer durch den Raum und stellte sich zu ihm an die Tür. Es war, als hätte jemand einen dicken grauen Vorhang über den Türsturz genagelt.

Der Nebel war so undurchdringlich, dass sie jenseits der Schwelle nur ein paar Handbreit weit sehen konnte.

»Hat sich heute am frühen Nachmittag breitgemacht«, erklärte er. »Sie können von Glück sagen, dass ich heute Morgen draußen war. Sonst hätten Sie dort draußen festgesessen, wenn Sie irgendwann aufgewacht wären.«

»Stattdessen sitze ich *hier* fest.«

»Sieht ganz so aus.«

»Aber das muss nicht so bleiben.« Als sie tief durchatmete, klang es wie ein Keuchen und fühlte sich genauso an. »Ich gebe Ihnen Geld, wenn Sie mich fahren.«

Er blickte über seine Schulter auf die Gürteltasche, die immer noch offen auf dem Bett lag. »Für vierzig Mäuse? Auf keinen Fall.«

»Sie können selbstverständlich mehr haben. Wenn Sie mich nach Hause bringen, bekommen Sie den Rest.«

Energisch schüttelte er den Kopf. »Nicht dass ich an Ihrer Zahlungsbereitschaft zweifeln würde. Trotzdem könnte mich kein Geld der Welt dazu bringen. Hier oben sind die Straßen schmal und kurvig und die Abhänge verdammt steil. Leitplanken gibt es so gut wie keine. Ich werde weder Ihr Leben noch mein eigenes riskieren und schon gar nicht meinen Pick-up.«

»Was ist mit Ihren Nachbarn?«

Er sah sie verständnislos an.

»Nachbarn. Hier wohnt doch sicher jemand in der Nähe, der ein Telefon hat. Sie könnten rübergehen ...«

»Hier wohnt niemand in der Nähe.«

Als wollte sie mit einem Zaunpfahl diskutieren. Oder mit einem Telefonmast. »Ich muss meinem Mann Bescheid geben, dass ich wohlauf bin.«

»Morgen vielleicht ...« Er sah zum Himmel, obwohl es dort absolut nichts zu sehen gab. »Je nachdem, wie schnell sich der Nebel wieder verzieht.« Er schob die Tür ins Schloss. »Sie zittern. Stellen Sie sich ans Feuer. Falls Sie zur Toilette müssen ...« Er deutete auf eine schmale Tür am anderen Ende des Raums, gleich neben dem Bett. »Es kann da drin ziemlich kalt werden, aber ich hab für Sie den Heizstrahler eingeschaltet.« Er trat an den Herd, auf dem ein simmernder Topf stand. »Sind Sie hungrig?« Er hob den Deckel an und rührte den Inhalt des Topfes um.

Dass er ihre Zwangslage derart mit Gleichgültigkeit quittierte, verblüffte sie. Machte ihr Angst. Und es machte sie wütend.

»Ich kann doch nicht bis morgen früh hierbleiben!«

In ihrer Stimme schwang ein Hauch von Hysterie mit, doch er blieb völlig ungerührt, klopfte lediglich den tropfenden Löffel über dem Topfrand ab, legte ihn auf einen Unterteller und setzte den Deckel wieder auf den Topf. Erst dann drehte er sich zu ihr um und deutete zur Tür. »Sie haben es doch selbst gesehen. Sie haben keine Wahl.«

»Man hat immer eine Wahl.«

Sekundenlang wandte er das Gesicht ab. Als sich ihre Blicke wieder trafen, sagte er: »Nicht immer.«

Weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte, blieb sie

einfach stehen und sah zu, wie er den Tisch für eine Person deckte. Noch einmal fragte er, ob sie hungrig sei.

»Nein. Mir ist speiübel.«

»Ich hab mit dem Essen extra auf Sie gewartet, aber wenn Sie nichts möchten, stört es Sie hoffentlich nicht, wenn ich etwas esse?«

Sie nahm ihm zwar nicht ab, dass ihn ihre Antwort interessierte, trotzdem forderte sie ihn höflich auf anzufangen.

»Ich hätte da was gegen Ihre Kopfschmerzen. Und eine Cola, um Ihren Magen zu beruhigen. Vielleicht sollten Sie sich aber auch einfach wieder hinlegen.«

Im Liegen würde sie sich noch verletzlicher fühlen. »Ich setze mich lieber.« Auf wackligen Beinen taumelte sie zum Esstisch. Dann fiel ihr ein, dass an ihren Fingern noch das Blut von der Kopfwunde klebte. »Ich muss mir die Hände waschen.«

»Setzen Sie sich hin, sonst fallen Sie noch um!«

Dankbar ließ sie sich auf einen Stuhl sinken. Er brachte ihr eine Plastikflasche mit Desinfektionsmittel, von dem sie sich großzügig bediente. Dann griff sie nach der Küchenrolle auf dem Tisch und tupfte sich mit dem Papier die Hände trocken.

Ohne zu zögern, nahm er ihr das blutfleckige Papiertuch ab und warf es in den Müll, trat an die Spüle und wusch sich dort die Hände mit heißem Wasser und Flüssigseife. Dann öffnete er eine Coladose, brachte sie zusammen mit einem Fläschchen rezeptfreier Schmerztabletten an den Tisch und ging dann eine Packung Salzcracker und ein noch eingepacktes Stück Butter holen. Am Herd schöpfte er eine Portion Eintopf in eine Steingutschüssel.

Schließlich nahm er ihr gegenüber Platz, riss ein Papiertuch von der Rolle ab, legte es sich auf den Schoß und griff zum Löffel. »Ich finde es furchtbar, Ihnen etwas vorzuessen ...«

»Bitte.«

Während er anfang, den Eintopf zu löffeln, bemerkte er, wie sie den Inhalt seiner Schüssel begutachtete. »Wahrscheinlich nicht Ihre übliche Kost ...«

»Zu jedem anderen Zeitpunkt fände ich es verlockend. Rinderstew gehört zu meinen Leibspeisen.«

»Das ist Hirsch.«

Sie sah zu dem Hirschkopf empor, der über dem Kamin an der Wand hing.

Er konnte also doch lächeln. Und tat es auch. »Nicht dieser Hirsch. Der hing schon dort, als ich hier eingezogen bin.«

»Eingezogen? Sie wohnen also fest hier? Ich dachte ...« Sie ließ den Blick durch den kargen Raum mit den wenigen Annehmlichkeiten wandern und hoffte, ihn nicht zu beleidigen: »Ich dachte, das hier wäre ein Wochenendhaus, eine Jagdhütte vielleicht. Nur eine vorübergehende Unterkunft.«

»Nein.«

»Und wie lange wohnen Sie schon hier?«

Mit aufgestützten Ellbogen beugte er sich über seine Schüssel und murmelte eher in den Eintopf als zu ihr: »Seit etwa sechs Monaten.«

»Seit sechs Monaten. Ohne jedes Telefon? Und was tun Sie in einem Notfall?«

»Keine Ahnung. Bis jetzt gab es keinen.«

Er riss die Packung mit den Crackern auf, nahm zwei heraus und bestrich sie mit Butter. Den einen aß er aus der Hand, den anderen ließ er in seinen Eintopf fallen und zerteilte ihn dort mit dem Löffel, bevor er den nächsten Bissen nahm.

Angespannt, aber nicht minder neugierig beobachtete sie ihn. Das Papiertuch hatte er auf seinem Schoß abgelegt wie eine Leinenserviette, aber er aß mit aufgestützten Ellbogen. Er hatte die Butter mitsamt Papierverpackung auf den Tisch

gestellt und einen Cracker in seinen Eintopf gebröseln. Gleichzeitig tupfte er sich nach jedem Bissen den Mund ab.

Er lebte in einer altmodischen Blockhütte, aber wie ein Hinterwäldler sah er nicht aus. Nicht wirklich. Er war unrasiert, aber die Stoppeln waren höchstens ein, zwei Tage alt. Er trug ein schwarz-rot kariertes Flanellhemd, das in ausgebleichten Bluejeans steckte, aber die Sachen waren sauber. Seine dunkelbraunen Haare reichten ihm hinten bis über den Kragen und waren damit länger als sonst bei Männern seines Alters. An den Schläfen waren sie von grauen Strähnen durchzogen. Bei einem anderen Mann hätte das distinguiert gewirkt. Ihn ließen sie älter aussehen, als er wahrscheinlich war. Sie schätzte ihn auf Ende dreißig. Trotzdem schien sein Gesicht vom Leben gezeichnet zu sein. Dafür sprachen die Faltengeflechte in den Augenwinkeln, die tiefen Kerben zu beiden Seiten der Mundwinkel und die argwöhnische Wachsamkeit in seinen strahlend blauen Augen. Die Farbe stand in auffälligem Kontrast zu der sonnengebräunten, windgegerbten Haut.

Sie war verwirrt. Er führte zwar ein rustikales Leben, hatte weder Telefon noch Fernsehen, aber er wusste sich zu benehmen und auszudrücken. Auf den Regalen, die an die Holzwände montiert worden waren, standen ordentlich aufgereiht Dutzende Bücher – zum Teil gebunden, zum Teil Taschenbücher.

In der Hütte herrschte eine penible Ordnung: kein einziges Foto, kein Krimskrams, keine Souvenirs – nichts, was irgendwie Aufschluss über seine Vergangenheit oder auch seine Gegenwart gegeben hätte.

Sie traute seiner lockeren Art nicht und erst recht nicht seiner Erklärung, warum er sie nicht in ein Krankenhaus gebracht hatte. Noch einfacher wäre es gewesen, einen Krankenwagen zu rufen. Wenn er das gewollt hätte.

Niemand las ohne Grund eine ohnmächtige, blutende Frau auf und schleifte sie in eine abgelegene Berghütte, wo es weit und breit keine Nachbarn gab, und ihr wollte kein Grund einfallen, der nichts mit irgendeiner Form von Kriminalität oder Perversion – oder mit beidem – zu tun hatte.

Er hatte sich ihr zwar bisher nicht ansatzweise auf unsittliche Art genähert, aber vielleicht gab es ja Psychopathen, die sich nicht an ihren Opfern vergehen wollten, solange sie bewusstlos waren. Vielleicht bevorzugte er sie wach und bei vollem Bewusstsein, damit sie auf seine Quälereien reagieren konnten.

»Sind wir hier überhaupt noch in North Carolina?«, fragte sie nach einer Weile.

»Ja.«

»Ich frage nur, weil manche dieser Wege hier im Park auch nach Tennessee führen.«

Ihr war wieder eingefallen, dass sie den Wagen auf einem öffentlichen Parkplatz abgestellt, ihre Dehnübungen absolviert und ihre Gürteltasche umgeschnallt hatte. Sie konnte sich sogar noch daran erinnern, wie sie losgelaufen war, wie still der Wald zu beiden Seiten des Weges gewesen und wie die kalte Luft zusehends dünn geworden war, je höher sie sich vorgearbeitet hatte. Aber sie hatte keine Erinnerung mehr daran, gestürzt zu sein oder sich den Kopf so fest angeschlagen zu haben, dass sie eine Gehirnerschütterung davongetragen hatte. Und deshalb fragte sie sich auch, ob es tatsächlich so geschehen war.

Sie nahm sich einen Cracker und trank einen Schluck Cola in der Hoffnung, dass die Kombination ihren nervösen Magen beruhigte. »Wie hoch sind wir hier?«

»Knapp über fünfzehnhundert Meter«, erwiderte er. »Kein einfaches Gelände für einen Lauf.«

»Ich trainiere für einen Marathon.«

Er hielt mit dem Essen inne und sah sie interessiert an.

»Ihren ersten?«

»Den fünften.«

»Hmm. Und Sie arbeiten an Ihrer Zeit?«

»Immer.«

»Sie testen also Ihr Limit.«

»So sehe ich das nicht. Es macht wirklich Spaß.«

»Ein Langstreckenlauf in dieser Höhe ist ziemlich anstrengend.«

»Ja, aber dafür fällt es einem hinterher umso leichter, auf normaler Höhe zu laufen.«

»Und Sie haben keine Angst, sich zu überanstrengen?«

»Ich passe auf. Vor allem auf meinen rechten Fuß. Letztes Jahr hatte ich eine Stressfraktur ...«

»Kein Wunder, dass Sie ihn schonen.«

Sie sah ihn scharf an. »Woher wollen Sie das wissen?«

»Ist mir aufgefallen, als Sie vom Bett zur Tür gehumpelt sind.«

Möglich, dachte sie. Oder war ihm das schon aufgefallen, als er sie durch den Feldstecher beobachtet hatte? Aus wie großer Entfernung überhaupt? Von einer anderen Bergkuppe aus, wie er behauptete – oder doch aus der Nähe?

Fürs Erste behielt sie diese Frage noch für sich. Stattdessen versuchte sie weiter, ihm ein paar Informationen zu entlocken. »Letztes Jahr nach Boston hat der Fuß angefangen zu mucken. Der Orthopäde hat mir geraten, drei Monate zu pausieren. Es war schrecklich für mich, nicht mehr laufen zu dürfen, aber ich hab mich an die Anordnung gehalten. Erst als er mir grünes Licht gegeben hat, hab ich wieder angefangen zu trainieren.«

»Und wann ist der Marathon?«

»In neun Tagen.«

»In neun Tagen ...«

»Ja, ich weiß.« Sie seufzte. »Diese Gehirnerschütterung kommt zu einem ausgesprochen unglücklichen Zeitpunkt.«

»Vielleicht werden Sie aussetzen müssen.«

»Das kann ich nicht. Ich muss mitlaufen.«

Er sah sie nur stumm an.

»Es ist ein Wohltätigkeitslauf – und ich hab ihn mitorganisiert. Die Leute zählen auf mich.«

Wieder führte er den Löffel zum Mund, kaute und schluckte, bevor er weitersprach: »In Ihrem Führerschein steht *Dr. Emory Charbonneau*. Sind Sie Ärztin?«

»Kinderärztin. Ich arbeite in einer Gemeinschaftspraxis mit zwei Gynäkologen und Geburtshelfern.«

»Sie übernehmen die Babys, sobald sie rausgekommen sind?«

»So war's geplant, als wir die Praxis gegründet haben.«

»Haben Sie eigene Kinder?«

Sie zögerte und schüttelte dann den Kopf. »Irgendwann hoffentlich.«

»Was ist mit Mr. Charbonneau? Ist er auch Arzt?«

»Mr. Surrey.«

»Verzeihung?«

»Mein Mann heißt Jeff Surrey. Als wir geheiratet haben, war ich bereits Dr. Charbonneau. Ich hielt es aus beruflichen Gründen für das Beste, meinen Namen zu behalten.«

Er äußerte sich nicht dazu, runzelte aber die Brauen. »Und womit verdient er sein Geld?«

»Er ist Vermögensverwalter. Investments, Futures ...«

»Was für die Reichen.«

»Ich nehme an, dass einige seiner Klienten durchaus vermögend sind.«

»Aber Sie wissen es nicht?«

»Er spricht nicht über die Angelegenheiten seiner Klienten.

Auch nicht mit mir.«

»Richtig. Natürlich nicht.«

Sie biss erneut in den Cracker. »Und was ist mit Ihnen?«

»Was soll mit mir sein?«

»Was machen Sie so?«

Er sah sie an und antwortete ernst: »Leben.«

3

Leben.

Das war nicht nur dahingesagt gewesen. Andererseits spürte Emory, dass er nicht vorhatte, sich weiter darüber auszulassen. Er hielt für eine Sekunde ihren Blick, dann legte er den Löffel in die leere Schüssel, schob den Stuhl zurück und trug das Geschirr zur Spüle. Als er wieder an den Tisch zurückkehrte, erkundigte er sich höflich, ob sie noch mehr Cracker wolle.

»Nein, aber die Cola würd ich gern behalten.«

Während er begann abzuspülen, entschuldigte sie sich. Schritt für Schritt, damit die Wände nicht ins Wanken und die Dielen nicht ins Wogen gerieten, arbeitete sie sich in Richtung Bad vor. Der Heizstrahler war ein altmodisches Gerät, wie es auch ihre Urgroßmutter gehabt haben mochte. Blaue Gasflammen züngelten vor geschwärzten Keramik-Heizelementen.

Sie ging auf die Toilette, wusch sich Hände und Gesicht und spülte ihren Mund mit einem Klecks Zahnpasta aus einer Tube, die im Medizinschränkchen über dem Waschbecken gelegen hatte. In dem Schränkchen befanden sich außerdem ein Fläschchen Peroxid, ein Rasierer und eine Dose Rasiercreme, eine Packung Pflaster, ein Glas mit Multivitamin-tabletten und eine Bürste.

Die Duschwanne war aus Zink. Der an der Duschstange baumelnde Drahtkorb enthielt lediglich ein Stück Seife und eine Flasche Shampoo. Sie hätte sich nur zu gern das Blut aus

dem Haar gewaschen, fürchtete aber, dass dabei die Wunde wieder aufgehen könnte. Die Beule war zwar nicht weiter angewachsen, aber schon bei der leichtesten Berührung schossen ihr neuerliche Schmerzen durch den Kopf.

Sie wandte sich zu einem kleinen Wäscheschrank um. Auf den Einlegeböden lagen säuberlich aufgestapelt Handtücher und Waschlappen. Außerdem diente der Schrank als Aufbewahrungsort für Toilettenpapier, Seife und Putzmittel.

Ungewöhnlich waren allerdings die Munitionsschachteln.

Sie lagen im obersten Fach und waren nach Kaliber beschriftet. Sie musste sich auf die Zehen stellen, um eine davon herunterzuangeln. Sie klappte den Deckel auf. Groß, lang und todbringend schimmerten die Patronen im matten Schein der Lampe über dem Waschbecken.

Hastig schob sie die Schachtel wieder zu und stellte sie dorthin zurück, wo sie zuvor gestanden hatte. Wo er wohl die Waffen aufbewahrte, für die er dieses Munitionsdepot angelegt hatte?

Als sie wieder aus dem Bad trat, war der große Raum dunkel bis auf die flackernden Flammen im Kamin und das Licht aus der kleinen Leuchte über der Spüle. Er hängte eben ein zusammengefaltetes Geschirrtuch über den Spülbeckenrand. Als er sie hörte, sagte er über die Schulter: »Sie wollen wahrscheinlich früh zu Bett gehen.«

Sie sah hinüber zum Bett, wo die Decke, die sie beim Aufstehen zur Seite geschoben hatte, jetzt wieder geradegezogen und am Ende zu einer exakten Ecke zurückgeschlagen worden war. Der blutige Kopfkissenbezug war durch einen sauberen ersetzt worden.

»Ich schlafe auf dem Sessel.«

»Sie schlafen im Bett.« Er zog an einer Kordel und löschte das Licht über der Spüle.

Die Geste hatte etwas Endgültiges, das ihr verriet, dass jede Diskussion darüber vergeblich wäre. Emory setzte sich aufs Bett. Seit dem Morgen hatte sie die Jogginghose an. Ihr Sport-BH saß unangenehm eng. Trotzdem hätte sie um nichts auf der Welt auch nur einen Faden davon abgelegt, und falls er vorhatte, ihr die Sachen eigenhändig auszuziehen, dann konnte er sich auf einen Kampf gefasst machen.

Ihr stockte der Atem, als er auf das Bett zutrat, doch er stellte lediglich Schmerzmittel und Coladose auf dem Nachttisch ab und ging dann weiter ins Bad. Sekunden später kam er mit dem Fläschchen Peroxid und einer Kompresse aus zusammengefalteten Toilettenpapierblättern wieder.

»Ich hab weder Watte noch Mullbinden«, erklärte er, während er die Lösung auf das Toilettenpapier träufelte. Dann stellte er die Flasche ab und beugte sich über sie.

»Das mach ich lieber selbst ...«

»Sie können die Wunde doch überhaupt nicht sehen. Und wenn Sie jetzt anfangen, alles abzutasten, reißt der Schnitt womöglich wieder auf.«

Ihr war klar, dass er recht hatte. Sie ließ die Hände sinken.

»Drehen Sie den Kopf zur Seite.« Er schob ihr Kinn mit dem Handrücken in die gewünschte Richtung. Sie ließ ihn gewähren und blieb nervös und angespannt sitzen, während er die Wunde abtupfte.

»Tut das weh?«

»Es geht.« Es brannte höllisch, aber sie wusste nicht, wie sie sich hätte beklagen können, ohne dabei seine Technik zu kritisieren. Tatsächlich konnte sie kaum einen klaren Gedanken fassen, solange er so dicht neben ihr stand und sich über sie beugte. Dass sein Unterleib so nah vor ihrem Gesicht schwebte, war ein dermaßen beunruhigender Anblick, dass

sie regelrecht die Luft anhielt, bis er mit einem entschlossenen »So!« einen Schritt zurücktrat.

»Ich möchte nicht noch einen Kissenbezug blutig machen.«

»Blut lässt sich rauswaschen. Jedenfalls meistens.« Er nahm das Pillenfläschchen vom Tisch, schüttelte zwei Tabletten in seine offene Hand und streckte sie ihr hin. »Die helfen gegen die Kopfschmerzen.«

»Ich nehme sie später. Je nachdem, wie es mir geht.«

Er sah aus, als wollte er ihr widersprechen, doch dann ließ er die Pillen in das Fläschchen zurückfallen und stellte es auf den Nachttisch. »Ich lasse sie hier stehen, falls Sie Ihre Meinung ändern. Lassen Sie es mich wissen, falls Sie noch etwas brauchen.«

»Danke. Aber ich brauche ganz bestimmt nichts mehr.«

»Vielleicht sollte ich Sie in regelmäßigen Abständen aufwecken – nur um sicherzugehen, dass mit Ihnen alles in Ordnung ist. Um mich zu überzeugen, dass ich Sie noch aufwecken kann.«

»Gute Idee. Aber ich stelle lieber den Alarm auf meiner Armbanduhr, dann brauche ich Sie nicht zu stören.«

»Wie Sie meinen.« Er kniff die Lippen zusammen und wandte sich ab.

Sie legte sich hin und zog die Decke bis zum Kinn, schloss zwar die Augen, spitzte aber gleichzeitig die Ohren. Sie hörte, wie er in der Hütte auf und ab ging, Holz nachlegte, den Kaminschirm wieder in Position schob.

Blut lässt sich rauswaschen. Jedenfalls meistens. Als würde er aus Erfahrung sprechen.

Sie erschauerte bei dem Gedanken, wie wehrlos sie ihm ausgeliefert war. Sie konnte nicht mal länger als ein paar kurze Minuten stehen. Wie sollte sie sich zur Wehr setzen, wenn es darauf ankäme?

Am College hatte sie einen Kurs in Selbstverteidigung belegt, aber das war schon eine ganze Weile her. Mittlerweile konnte sie sich nur mehr daran erinnern, dass man den Angreifer nicht als Ganzes sehen durfte, sondern sich auf einzelne Körperteile konzentrieren musste, die für einen Gegenangriff infrage kamen. Augen, Nase, Ohren, Hoden. Sie ahnte allerdings, dass sich diese Regel nur eingeschränkt auf einen Mann anwenden ließ, der ihr massiv wie ein Baumstamm vorkam.

Sie wünschte sich, sie hätte eine dieser tödlich aussehenden Patronen eingesteckt. Wenn man die mit der Spitze in einen Augapfel drillte, konnte man damit schweren Schaden anrichten. Das würde selbst einen Riesen so lange in Schach halten, dass man an ihm vorbeihuschen konnte.

Sie hörte ein Poltern, als schlugen schwere Stiefel auf dem Teppich auf, dann das Knarzen von Leder, als er sich niederließ. Sie spähte durch die zusammengekniffenen Lider. Er hatte dem Schlafsessel den Vorzug gegenüber dem Sofa gegeben. Er lag auf dem Rücken und hatte sich die Decke bis zum Bauch hochgezogen.

Zu ihrer Beunruhigung sah er genau zu ihr herüber, und in seinen Augen spiegelte sich wie bei einem Raubtier der Schein der Flammen.

»Entspannen Sie sich, Doc«, grollte seine Stimme durch den Raum. »Wenn ich Ihnen was hätte antun wollen, hätte ich es längst getan.«

Ihr Verstand sagte ihr, dass er recht hatte. Schließlich hatte sie den ganzen Nachmittag über wehrlos in seinem Bett gelegen, ohne dass er ihr etwas getan hätte. Trotzdem ...

»Warum haben Sie mich hierhergebracht?«

»Hab ich Ihnen doch erklärt.«

»Ich glaube Ihnen aber nicht. Jedenfalls war es nicht die ganze Wahrheit.«

»Was Sie glauben, ist allein Ihre Sache. Aber Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben.«

Nach einer Weile hob sie erneut die Stimme: »Ist Drakeland von hier aus gesehen der nächste Ort?«

»Nein.«

»Sondern?«

»Kennen Sie sowieso nicht.«

»Wie weit ist es dorthin?«

»Luftlinie zwölf Meilen.«

»Und über die Straße?«

»Fünfzehn.«

»So weit könnte ich leicht laufen. Bergab wäre so eine Strecke kein Problem für mich.«

Er sagte nicht: *Verdammt noch mal, Lady, Sie haben eine Gehirnerschütterung und können nicht mal geradeaus gehen, von rennen ganz zu schweigen.*

Er sagte überhaupt nichts, was noch beunruhigender war, als wenn er ihr vor Augen gehalten hätte, wie nichtsnutzig ihr Einwand war. Sein Schweigen wirkte umso bedrohlicher, als wenn er ihr geradeheraus erklärt hätte, dass sie in nächster Zeit nirgends hingehen würde, weil er sie hierher verschleppt hätte, um sie als Sexsklavin zu halten, und dass sie lieber keinen Fluchtversuch wagen sollte, wenn ihr etwas an ihrem Leben läge.

Immerhin konnte sie sich seinem schimmernden Blick entziehen, indem sie die Augen schloss. Fünf Minuten lang lagen sie beide angespannt da und lauschten dem Knacken der Scheite im Kamin.

Trotz ihrer Angst war sie mit ihren Kräften am Ende. Ganz von selbst fingen ihre Muskeln an, sich zu entspannen. Sie sank tiefer in die Matratze, und langsam überließ sie sich der Dunkelheit, wollte sich gerade dem Sog ergeben, als sie

schlagartig wieder hellwach war. »Sie haben mir gar nicht gesagt, wie Sie heißen.«

»Stimmt«, erwiderte er. »Und das hab ich auch nicht vor.«

Vor dem Einschlafen hatte Emory ihren Wecker auf zwei Stunden später gestellt, doch die Vorsichtsmaßnahme stellte sich als überflüssig heraus. Nur einen Augenblick, ehe die Uhr an ihrem Handgelenk zu klingeln begann, stand er auch schon an ihrem Bett und rüttelte sie sanft wach. »Doc?«

»Ja ...«

»Haben Sie geschlafen?«

»Hin und wieder.«

»Haben Sie Kopfschmerzen?«

»Ja.«

»Wollen Sie nicht doch eine Tablette nehmen?«

»Nicht im Moment.«

Er verstummte kurz. Dann: »Müssen Sie zur Toilette?«

»Vielleicht.«

In diesem Fall bedeutete das Ja. Kurz zuvor hatte ein Brechreiz sie aus dem Schlaf gerissen. Seither hatte sie wach gelegen und versucht, sich die Übelkeit auszureden. Sie hatte nicht aufstehen und ins Bad taumeln wollen, um ihn nicht zu wecken. Und auch jetzt wollte sie ihm nicht um Hilfe bitten. Aber vor allem wollte sie ihm nicht das Bett vollspucken.

Deshalb war sie ihm insgeheim dankbar, als er ihr halbherziges Vielleicht als entschiedenes Notfall-Ja verstand. Er schlug die Decke zurück, sie schob die Beine über die Bettkante und stellte die Füße auf den Boden. Er hielt sie an den Unterarmen fest und half ihr aufzustehen.

Mit weichen Knien wagte sie einen zaghaften ersten Schritt.

»Ganz ruhig.« Er legte ihr den Arm um die Taille und stützte sie.

»Tut mir leid, dass ich Ihnen solche Umstände mache.«

»Nicht der Rede wert.«

Bis zur Toilette waren es nur wenige Schritte, trotzdem erschien ihr der Weg länger als die Chinesische Mauer. Als sie das Bad schließlich erreicht hatten, fasste er um sie herum und schaltete das Licht an. Dann zog er die Tür von außen zu und sagte: »Lassen Sie sich Zeit.«

Nur hatte sie für nichts mehr Zeit, außer vor der Toilette auf die Knie zu gehen. Sie hatte kaum etwas im Magen, was sie hätte erbrechen können, doch unter den massiven Krämpfen verhärteten sich sämtliche Muskeln in ihrem Leib, und das Würgen hielt noch lange an, nachdem ihr Magen leer war. Als endlich das Schlimmste überstanden war, spülte sie und zog sich mühsam am Waschbecken hoch.

»Alles okay?«, hörte sie ihn hinter der Tür fragen.

»Besser ...«

Noch nie war ihr Wasser so kalt vorgekommen wie jenes, das aus diesem Hahn sprudelte! Trotzdem war es ein gutes Gefühl, sich damit das Gesicht zu waschen. Mehrmals spülte sie ihren Mund aus. Ihr Blick war immer noch leicht verschwommen, aber vielleicht war das nur gut so. Sie war froh, dass sie den Anblick im Spiegel über dem Waschbecken nicht in aller entblößenden Schärfe ertragen musste. Verschwommen war er schlimm genug.

Ihr Gesicht war kalkweiß, die Lippen praktisch farblos. Die Haare standen in sämtliche Richtungen ab. Das Blut darin war zu einer unansehnlichen schwarzen Kruste geronnen. Aber sie war zu ausgelaugt, als dass es sie wirklich gestört hätte, wie sie aussah.

Nur die Kopfschmerzen machten ihr Sorgen. Der Nagelpistolenschmerz hatte sich verändert, fühlte sich dumpfer an, eher so, als würde jemand mit einem Schlagstock von

innen gegen ihren Schädel prügeln. Das Licht verstärkte den Schmerz zusätzlich. Sie schaltete es aus, wankte zur Tür und zog sie auf.

Er stand direkt vor ihr, sein Brustbein auf ihrer Augenhöhe.

»Ich glaube, jetzt wird es mir besser gehen.«

»Gut.« Er hob die Hand, um sie zu stützen, hatte aber kaum ihre Schulter berührt, als seine Hand bereits unter das Haar in ihrem Nacken wanderte. »Sie sind ja klatschnass.«

Während sie sich übergeben hatte, war ihr der Schweiß ausgebrochen und überzog jetzt ihre Haut, durchnässte ihre Kleidung. »Es geht schon ...« Sie brachte die Worte kaum über die Lippen, und ihr klapperten die Zähne.

Er führte sie zum Bett zurück und schob sie auf die Bettkante. »Ich hole Ihnen was zum Umziehen.«

»Nein, ehrlich, ich ...«

»Ich lasse Sie keinesfalls die ganze Nacht in nassen Sachen schlafen.«

Er trat an eine Kommode unter der Dachschräge und zog aus einer Schublade ein Flanellhemd hervor, das seinem eigenen ganz ähnlich sah. Als er es ihr hinhielt, blickte sie ihm direkt ins Gesicht.

»Ich werde mich auf keinen Fall vor Ihnen ausziehen«, erklärte sie todernst.

Er sah sie kurz stumm an, verschwand dann ins Bad und kehrte mit einem frischen, noch zusammengefalteten Handtuch zurück. Die Geste hätte freundlich wirken können, doch seine Miene sprach Bände. Seine Lippen waren zu einem zynischen Strich zusammengepresst. »Ihre Unschuld ist nicht in Gefahr, Doc. Ich kann die Stellwand aufstellen, damit Sie ungestört sind ...« Er zog sie aus der Ecke und faltete sie auf. Dann verschwand er dahinter, und sie kam sich unendlich undankbar vor.

Während ihres Medizinstudiums hatte sie jede Befangenheit abgelegt, die sie früher gehemmt haben mochte. Ihre Kommilitoninnen und Kommilitonen hatten damals aneinander die verschiedensten Untersuchungen und Behandlungen geprobt – gewöhnlich unter derber Witzelei, aber auf jeden Fall war dort kein Platz für mädchenhafte Prüderie gewesen, was Nacktheit und Körperfunktionen anging.

Während sie den Reißverschluss ihres Laufshirts aufzog, redete sie sich ein, dass sie sich nicht aus Schüchternheit, sondern aus reinem Selbsterhaltungstrieb geweigert hätte, sich vor ihm auszuziehen. Er hatte sich ihr gegenüber fürsorglich und umsichtig verhalten wie ein wahrer Gentleman. Aber wie vertrauenswürdig konnte ein Mann sein, der ihr nicht mal seinen Namen verraten wollte?

Sie zog sich so schnell aus, wie es ihr unbeherrscht zitternder Körper erlaubte. Nachdem sie alles oberhalb der Hüfte abgelegt hatte, trocknete sie sich mit dem Handtuch ab und schlüpfte dann schnell in das Hemd, das er ihr überlassen hatte. Der Flanell war abgenutzt und weich, und es war ein himmlisches Gefühl, den einschnürenden, klammen Sport-BH ablegen zu können.

Als Letztes war ihre Laufhose an der Reihe. Am kommenden Morgen würde sie die Hose wieder anziehen müssen, aber im Moment war es einfach nur angenehm, die nackten Beine unter die Decke schieben zu können.

Er konnte sie nicht sehen, hatte aber offenbar die Kleidung und die Bettdecke rascheln gehört. Sobald sie sich wieder zudeckt hatte, fragte er: »Kann ich die Wand wieder wegstellen?«

»Sie können sie auch stehen lassen.«

Doch er faltete die Paneel bereits zusammen.

»Mit Wand wäre es mir lieber«, sagte sie.